

Seit Peter Bichsels mittlerweile als klassisch empfundenen «Milchmann»-Geschichten ist wohl kein Kurzprosaerstling eines Schweizer Autors von der Kritik so einhellig gefeiert worden wie die im Herbst 1984 erschienene «Trockenwiese» von Helen Meier. Lange vor der Publikation des Buches verhiess bereits ihr Auftreten an den Klagenfurter Literaturtagen eine Sensation. Die hochgespannten Erwartungen wurden denn auch nicht enttäuscht, und man anerkannte allgemein die einzigartige Begabung der Erzählerin, wenn auch gewisse Besonderheiten der Person, ihr Alter, Beruf oder ihre ländliche Zurückgezogenheit publizistisch manchmal über Gebühr strapaziert wurden. Nun liegen unter dem Titel «Das einzige Objekt in Farbe» dreizehn neue Geschichten vor, und einmal

mehr ergibt sich – wie bei den damals von Kritikern und Lesern eher ungnädig aufgenommenen «Jahreszeiten» von Bichsel – jene delikate Bewährungsprobe des Zweitlings, die dem Rezensenten ebenso leicht eine Blamage bescheren kann wie dem Autor. Helen Meier macht es uns vergleichsweise einfach. Sie mutet uns keine neue Prosaform zu, so dass wir uns zunächst an jene vertrauten Konstituenten ihrer Erzählkunst halten können, die uns als offenkundig originell und doch schwer beschreibbar an der «Trockenwiese» aufgegangen sind.

Zu den unverkennbaren Eigentümlichkeiten gehören insbesondere ihre spröden Sätze, knappe Aussagepartikeln und expressionistische Sprachgesten, die zuweilen an die «Perrudja»-Prosa von Hans Henny Jahn erinnern, wechseln ab mit langen parataktischen Satzperioden, die immer wieder zum Anhalten und Neuansetzen zwingen. Der Leser verfängt sich bald unmutig, bald fasziniert in einem heillosen Wildwuchs syntaktischer Gebilde, deren Gestaltungsprinzip überall die Verweigerung einer schmiegsamen, eingängigen Diktion erkennen lässt. Innerhalb eines Satzes verändern sich die Perspektiven ungemein rasch. In die neutrale Berichtform wird plötzlich die Optik einer Erzählfigur hineinkopiert, ein Satzteil erweist sich unvermutet als direkte Rede, deskriptive Elemente vermengen sich mit metaphorischen Einsprengseln, und trotz all diesen retardierenden Merkmalen ist nichts augenscheinlicher als das Ungestüm, die Dringlichkeit des literarischen Ausdrucks. Und wenn Helen Meier ihrer Prosa die Zügel schiessen lässt, bezeugt sie zugleich eine ursprüngliche Fabulier- und Formulierungsfreude. Solche Schreiblust verleiht ihrem stets unzögerlichen Zugriff auf extreme Gefühlslagen, zuweilen auch kruden Begebenheiten eine ironische Komponente, ohne dass diese je ihre Figuren der Lächerlichkeit preisgibt. Vielleicht kennzeichnet die jähe Sprunghaftigkeit der Perspektive, die verschmutzte Art, wie sie sich bald einer Figur identifikatorisch angleicht, um sie bei der nächsten Gelegenheit wie auf einem Objektträger als Kuriosum zu mustern, am besten ihr erzählerisches Verfahren, das den Leser die widerspenstige Syntax gebannt in Kauf nehmen lässt. Man kann die Metaphorik des Titels nicht präzise genug verstehen: der Verfremdungseffekt, der den Mondastronauten die ferne Erde als «einziges Objekt in Farbe» präsentierte, entspricht ebenso sehr den wunderlichen Veränderungen, welche das Gefühl der Liebe in Helen Meiers Figuren bewirkt, wie der phänomenologischen Betrachtungsweise der Autorin. Von Liebe, dem zentralen Gegenstand dieser und fast sämtlicher früheren Geschichten, ist auch Helen Meiers Prosa tingiert. Auf solch wechselseitige Trieb- und Leuchtkraft ist das auf dem Buchumschlag abgedruckte lakonische Be-

«Endsta nach K mit den den Schi anderes. Ersichtlich waltsam strophe die Lieb phiert, f sammen depunkt Abfolge Frau em ihrem Fi sowohl abstrakte kurve er Schmerz higkeit i warf sich mit uny schluchz sehr erd laut.»

Das ( len Meie Erfahrr von Ero erbärmli ausnehm mit eine chen Fär ben U Schwing abhebt. / kaum m tuationer munikati sonders, gehören ersehnte Von solc «Disteln alleinstel schildert, mäht. W xuelle A sinnliche der Sens Körpers, der Kind nen sie i schichten mum an Fest) etv intimen eine Visi in der N erotische Preis» be ihre Toc

## «Der letzte Hethitologe der ersten Stunde»

Emil Forrer gestorben

Am 10. Januar ist in *San Salvador*, wo er seine letzten Lebensjahre verbracht hatte, in hohem Alter der Schweizer Orientalist und Assyriologe Emil Forrer gestorben. Damit ist auch «der letzte Hethitologe der ersten Stunde» nicht mehr am Leben. Der am 18. Februar 1894 geborene Gelehrte begann seine wissenschaftliche Laufbahn in Berlin, wo er sich neben seinem älteren tschechischen Kollegen Friedrich Hrozny (1879–1953) um die Erschliessung der hethitischen Keilschrift-Tontafeln aus den Ausgrabungen in Boğazköy (Türkei) verdient machte. 1919 publizierte er in den «Sitzungsberichten der Preussischen Akademie der Wissenschaften» die aufsehenerregende Arbeit «Die acht Sprachen der Boğazköy-Inschriften». Wichtig für die Philologie der hethitischen Sprache wurden seine «Boğazköy-Texte in Umschrift». Zu Beginn der dreissiger Jahre bemühte er sich um die Entzifferung der sogenannten hethitischen Hieroglyphen. Während des Zweiten Weltkriegs weilte er in der Schweiz und hielt Vorlesungen an der Universität Zürich.

Auf starke Kritik, ja geradezu Ablehnung stiess seinerzeit Forrers Bemühen, in den hethitischen Texten nicht nur die Griechen, das heisst die Achäer, sondern sogar die Namen epischer Helden wie Alexandros von Ilios zu finden. Neuerdings aber zeigt sich vor allem im englischsprachigen Bereich eine Tendenz, Emil Forrer mindestens teilweise (gegen Ferdinand Sommer) recht zu geben. Der in Chicago tätige Hethitologe Hans Gustav Güterbock spricht bereits wieder von «Gläubigen» und «Zweiflern», und bei Calvert Watkins in Harvard feiern die kühnen Kombinationen Emil Forrers fröhlich Urständ.

Rudolf Werner

Nit herzlichem Grüßen für Euch!

Herleide + Eder

22.1.86